

DAS NEUE ZIEL

Halbmonatschrift für Kultur, Kunst, Kritik

I. Jahrgang

KRONSTADT Februar 1920

8. Heft



Erwin Lang, Wien: Holzschnitt.

Zwei Gedichte

Von Ernst Maria Czernowitz

Der Dichter

Aus den Laternen sprüht ihm tausend Glut
In Herz und Hirn — o fliehet nie zurück!
Schon spürt er heißer in sich Flamme bluten
Und rinnen reiner durch sich Schöpferglück.
Aus hohen Wolken kommen ihm Visionen
Im Schwarz der Nacht und eine Stimme spricht
Aus fernen Himmeln, wo die Götter wohnen:
Verlaß die Kämpfe deiner Nächte nicht!
Denk an die Stunden, müde von Begehren,
Zerwühltes Bett, wo Faust geballt erbebt,
An Spukgestalten, die den Schlaf beschweren
Und großes Sehnen, das verschlossen lebt.
An Parke denk, an dämmernde Alleen,
Du gingst allein, ein stilles Traumeskind,
Hier gibt es Bänke, die verlassen stehen,
Wie für den Einsamen geschaffen sind.
Doch bald treibt es ihn fort in große Fernen
In wirrem Flug durchheilt er weiten Raum,
Sein kühner Blick erhebt sich zu den Sternen,
Wenn in der Sonne schleppt noch Mantels Saum.
Im Nachtkaffee sind Dirnen, die sich drehen
Nach Klängen einer lusternen Musik,
Sein Auge — suchend — wird auch diese sehen,
Mittfühlen häumt vor Unrat nicht zurück.
Er lernt die höchsten und die tiefsten Dinge,
Jauchzt in die Sonne, schenkt sich ganz der Nacht,
Daß er sie groß in seinem Werk bestinge
Voll Schönheit, wie sie keiner je gedacht.
So wandelt er, Erwählte sind ihm Brüder,
Doch unbekümmert um den großen Troß.
Aus heißem Herzen rinnen seine Lieder
Und heilige Welt entbiert sich seinem Schoß.

O, mein Bruder über weiten Meeren!

O, mein Bruder über weiten Meeren,
Den sich meine Seele heiß ersehnt,
Warum kannst du meinen Schrei nicht hören
Und mein Leid, in Einsamkeit verstöhnt?

Warum kann ich deinen Arm nicht finden,
Daß der eine sich am andern lehnt,
Und mit deiner meine Hand verbinden,
Die sich schmerzreich nach ihr gedehnt?

Ach so müssen wir allein stets gehen,
Bruder von dem Bruder weit verbannt,
Ja, es könnte einst sogar geschehen,
Daß, wenn wir uns wo auf Straßen sehen,
Wir dann Aug in Aug vorübergehen,
Einsam, von einander unerkant.



Freundinnen

Von Otto Mächer (Orsova)

(Schluß.)

Einige Tage schon hatten die Freundinnen sich nicht gesprochen. Mena wunderte sich, daß Sidi nicht einmal abends herüberkam, was sie doch sonst täglich tat. Ein-
zweimal sah sie die Freundin drüben promenieren, hörte sie lebhaft und angeregt plaudern, ins Vorgärtchen trat sie aber nicht.

Dann fiel es Mena auch auf, daß sie zeitlich morgens oder um die Mittagsstunde nicht mehr den Hufschlag von Sidis Pferd hörte, wenn diese ins Freie ritt, meist in raschem Trab, um bald aus den Straßen zu kommen. Mena machte sich über die Zurückhaltung der Freundin weiter keine Gedanken, sie hatten sich ja nicht entzweit, obwohl sonst öfter zwischen ihnen kleine Verstimmungen herrschten, wie sie bei alternden Mädchen nur zu leicht vorkommen. Die Tage waren so drückend heiß, ein träger Wind schien immer glühendere Wogen über die Berge aus dem rumänischen Tiefland im Süden herabzuwälzen, da war alles Sinnen und Grübeln von einer matten Schwere befangen und die Gedanken schweiften nicht weit aus.

Mena hatte noch nie einen Sommer so lähmend empfunden, wie diesen. Sie war zu allem unlustig, war mürrisch, sehnte sich fort und war doch zu träge sich zu bewegen. Die Tage schienen sich ihr wie ein umschnürender Fieberatem hinzuziehen, in dem ein starres Warten nach einer Entspannung lechzte.

Nur die Morgen waren anders. Mit dem ersten Tagesgrauen rasselten die Bauernwagen aus den Straßen. Es war ein aufgeschrecktes Fahren oder ein kreischendes Achzen der Ochsenkarren, mit Kettengeklirr und Geklapper der Hauen und Senen im Wagen. Stimmen noch zogen im Zwielicht unter dem Fenster vorbei, von Leuten, die aufs Feld gingen und diese Stimmen klangen abgehakt und erwartungsfroh, wie von öfterem Auslauschen unterbrochen. Wenn es aber völlig hell geworden war, kam eine Weile Stille, bis die erste Milchbäuerin, der erste Bäckerjunge erschien. Dann knarrten Geschäftstüren, Fenster wurden geöffnet, immer reichhaltiger wurden die Töne, bis es auf einmal völlig Tag war, ein Tag wie jeder, wie er gestern war und morgen sein wird.

Mit den ersten Fenstern öffnete auch Mena das ihre. Sie schaute stets eine Weile in die erwachende Gasse hinaus, fühlte es kühl über ihr Gesicht rieseln und begann dann das Zimmer in Ordnung zu bringen. Hörte sie Schritte, so blickte sie neugierig aus, denn ihr war, als gäben sich am frühen Morgen die Menschen natürlicher, als seien sie da mehr als sonst mit sich beschäftigt, schritten nur für sich selbst den Weg und schauten mit Augen aus, die den Tag, wie er ihnen kommen sollte, erhofften.

Da sah sie auf einmal Sidi die Straße herauskommen. Sonst ritt diese doch am Morgen aus, jetzt ging sie, langsam, mit noch kaum vom Schlafe gelösten Gliedern, und ihr sonst so braunes Gesicht war etwas bleich.

Mena erwartete, daß Sidi herüberschaue und sie bemerke. Doch diese war wie von fremden Gedanken befangen und ging, als ahne sie nicht, daß sie an der Freundin Fenster vorbeikomme. Da rief sie Mena an, überrascht schaute Sidi auf, lächelte und sagte: „Ach, du bist auch schon wach?“

„Ich bin doch jeden Morgen so früh munter.“

„Wirklich! Es gibt auch nichts schöneres, als das Tagwerden im Sommer.“

„Ja. Doch sag, Sidi, warum reitest du nicht mehr?“

„Ich reite doch noch immer. Nur heute wollte ich einen ruhigen Spaziergang machen. Gerade heute fiel mir das ein.“

„Ich sah dich aber schon eine Woche lang nicht zu Pferde.“

„Ist das möglich! Schau, ich weiß es selbst nicht. . . Aber vielleicht ist es doch wahr.“

„Du erscheinst mir überhaupt jetzt so verändert. . .“

„Was du alles sehn willst! Aber das macht vielleicht der Morgen, er verjüngt einen förmlich.“ Sie reckte sich

froh. „So herrlich wie heute war es schon lange nicht.“

Mena seufzte. „Ach, es ist ein Tag wie jeder andere. Die Frische ist doch nur eine falsche Vorpiegelung — später wird es ja doch unerträglich.“

„Kind, du bist unverbesserlich. Immer griesgrämig, immer verdrossen — du solltest wirklich heiraten!“

„Was du sprichst!“ Sie sagte es ganz entrüstet. Dann flog ihr Blick gelangweilt die Straße hinab und sie meinte: „Ach, ich hab mich ja doch schon abgefunden!“

Sidi schaute sie tief an, so eigentümlich, daß Mena den Blick abwandte.

„Vielleicht sehen wir uns heute noch“, sagte nun Sidi und ging.

Mena blickte ihr noch eine Weile nach, indem sie dachte: Sonst sagte sie: „Ich komme abends zu dir, jetzt „Vielleicht sehn wir uns heute noch!“ Und sagt es so, als wäre es ihr gleichgültig, ob wir uns überhaupt je wieder sprechen.

Sie begann neuerdings im Zimmer zu räumen. Langsam, zerstreut, bis sie plötzlich innehielt und dachte: Daß doch alles von uns abfällt, wenn wir Mädchen alt werden! Oder zerfallen wir bloß mit uns selbst?

Erst eine Woche später traf sie Sidi wieder. Es war am Vormittag in den Feldern gegen den Fluß zu und beide wollten baden gehen.

„Du hättest mich auch abholen können, du weißt ja, daß ich gerne baden gehe,“ sagte Mena etwas beleidigt.

„Das hätte ich freilich können, aber verzeihe, ich dachte nicht daran.“

„Du denkst überhaupt jetzt so wenig an mich.“

„Bist du verletzt dadurch? Es geschieht nicht wesentlich. Und dann meinte ich, du hättest jetzt anderes zu denken.“

Mena grollte noch ein wenig, streifte langsam mit der Hand über die Halme, die sich in den Pfad neigten. Dann sagte sie mit raschem Aufblicken: „Denk dir, Adamovits will in den nächsten Tagen hier eintreffen und bis zum Schulbeginn hier bleiben.“

„Hat er vielleicht seine Schulden bezahlt?“

„Ich glaube kaum. Aber er meint, Vater wird nachgiebiger sein, da sich doch kein anderer Freier zeigt. Ich verstehe nur nicht, daß er noch immer an mir hängt. Es soll ihm ja eine Lehrerin den Hof machen, die sogar Vermögen hat.“

Sidi schloß halb die Augen und schaute gegen die Sonne. Und sagte: „Die Treue der Männer ist vielleicht das einzig Unverständliche an ihnen.“

Mena sah eine Weile grübelnd vor sich hin, dann seufzte sie: „Ja, sie sind so eigenfönnig.“ Aber sie dachte wieder an anderes. Sie blickte immerzu in das Blaugrün der Halme hinein und an den schlanken Schäften hinab, bis zu dem braunen Boden, aus dem sie sproßten. Plötzlich sagte sie ängstlich: „Sidi, ich fürchte mich so, da er wieder kommt!“

„Warum?“

„Vater widersetzt sich wohl noch immer und er wird mich dann wieder betören wollen, wird das verlangen, wodurch wir Vater zwingen könnten.“

Sidi schaute gelangweilt drein. „Und das fürchtest du?“

„Ja, es stößt mich ab.“

Da wandte Sidi den Blick ihr zu. „Das stößt dich ab? Aber ihr liebt euch doch?“

„Ja. Doch daß man sich einander gibt, hängt ja nicht von Liebe ab. Darum darf ich nicht auf ihn hören.“ Sie hatte Tränen in den Augen.

Sidi schaute in die Landschaft hinaus, auf eine Baumreihe in der Ferne, die sich lange zu den Bergen

hinwand, blickte dann auf die graugrünen Hänge mit den hellgelben Flecken der vom Sommer verbrannten Wiesen. Auf einmal fragte sie: „Darfst du oder kannst du nicht?“

„Ich — ich kann auch nicht.“

Sidi warf die Oberlippe auf. „So müde bist du?“

Mena senkte wie schuldbewußt den Kopf, plötzlich zog sie die Brauen zusammen, wandte sich zur Freundin und fragte mit eigentümlichem Blick: „Und was würdest du tun?“

Etwas ungeduldig war die Antwort: „Nur fragen, ob wir uns lieben.“

„Sonst gäbe es für dich kein Widerstreben?“

Da flammte es in Sidis Blick auf. „In dieser Sache heuchle ich nicht!“ Ihr Gesicht hatte sich dunkler getönt und wie das scharfgeschnittene Relief einer Gemme hob es sich von der Landschaft ab. Doch aufrecht trug sie das Haupt.

Sie schwiegen eine Weile. Sie schritten nebeneinander und doch war es wie eine leichte Abwehr zwischen ihnen. Ihre Schritte klangen gleichmäßig, etwas hart der Menas, lang und wiegend der Sidis. Am Boden zischten scharf und schneidend die Schaumzikaden und es war, als näherte sich damit ein schleichendes, warnendes Etwas von überall.

Mena schien mit einem Gedanken beschäftigt, der ein lauerndes Forschen in ihr Gesicht prägte. Scheinbar gleichgültig fragte sie plötzlich: „Sag, bedauerst du den Stuhlrichter noch immer?“

„Ihn — ich bedaure doch sie.“

Da wandte sich Mena rasch. „Aber nein, vor kurzem erst hast du gesagt, daß du ihn bedauerst.“

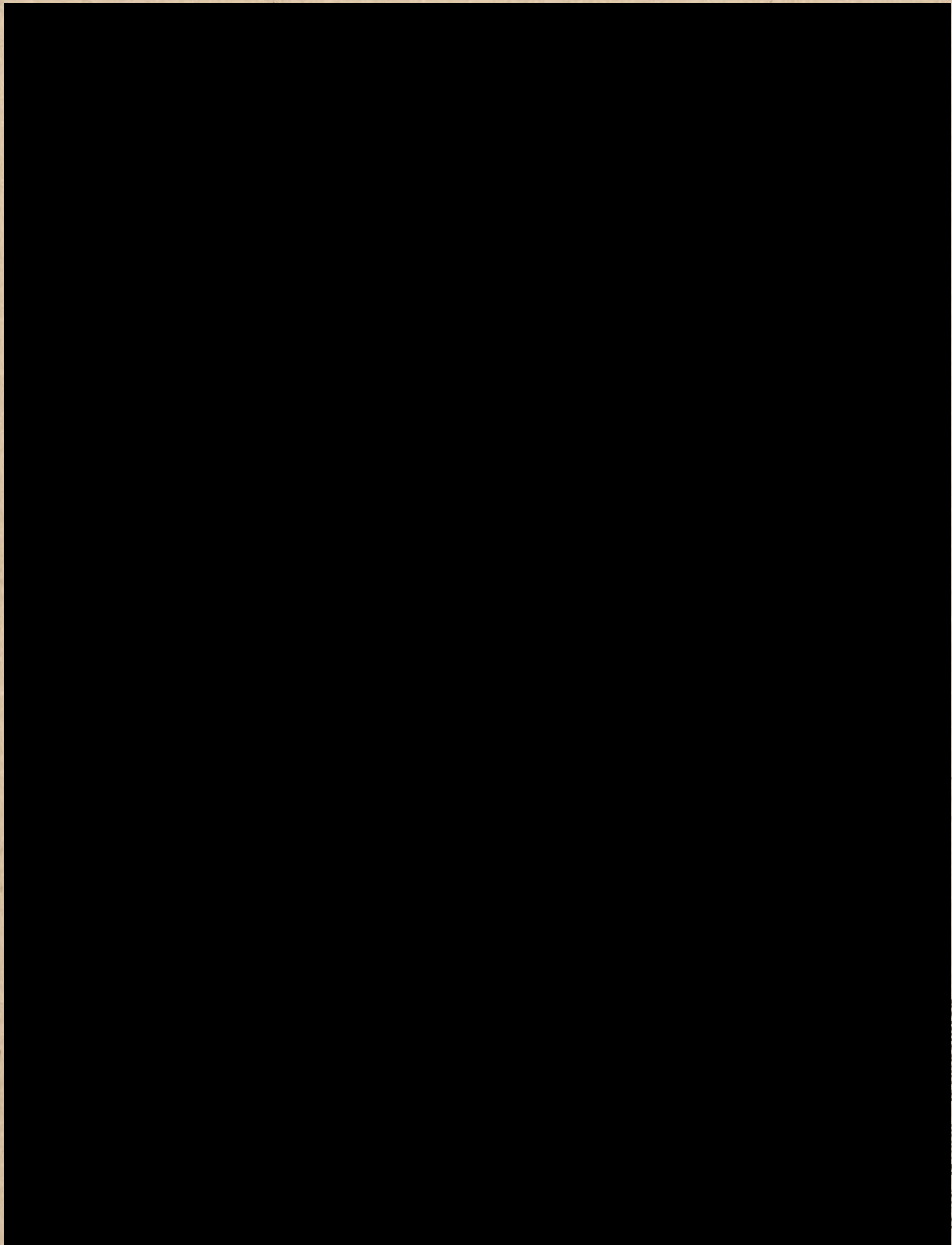
„Wozu sollte ich ihn bedauern? Weil er eine Frau und Kinder hat? Das ist ja für das Ansehen in unseren Augen gleichgültig, ein Mann wird ja durch das Resultat seiner Männlichkeit nicht entwertet, nur das Weib. Wir sind überhaupt von unserer ersten weiblichen Regung an, einer fortwährenden fortschreitenden Entwertung unterworfen, verzögern können wir diese nur, wenn wir unseren Willen all den weiblichen Nöten voranstellen.“

Der Pfad war schmaler geworden und Mena schritt voraus. Sie ging etwas rascher und wandte auch nicht um einen Schatten ihr Gesicht, als sie sagte: „Es gibt keinen Willen des Weibes. Es gibt nur ein Vereinen ihrer und der allgemeinen Moral.“

Da lachte Sidi auf. Dann wurde sie wieder ernster und sagte: „Ach, die Moral. . . Da werden wir geboren, schon vom ersten Keime an ganz unserer Bestimmung zustrebend. Und wachsen heran, ein Kind und doch schon ein Weib, denn nur das männliche Individuum kann wirklich Kind sein. Und dann bricht es plötzlich in uns aus, wenn wir uns unseres Ichs bewußt werden. Es ist wie ein Elementarereignis, denn unser Weibwerden ist die Katastrophe unseres Lebens. Wir werden gerüttelt, hilflos hin- und hergeworfen, stehen voll großer Angst, voll tödlicher Ergebenheit vor unserem Weibtum da und zittern nach Erlösung, sehen nur eine Befreiung von dieser überschweren Last: die Entfesselung des Weibes in uns. Und in dieser schwersten Zeit unseres Lebens, in diesem uns hilflos machenden Stürme sollen wir noch mit Gesetzen liebäugeln, welche die Naturgewalten uns mit gesellschaftlichen Zweckmäßigkeiten versehen wollen? . . .“

Von der Vorangehenden kam keine Antwort. Es war in ihren Schritten wie ein hastiges Entstreben, wie eine furchtsame Flucht.

Sidi ging nun ganz ruhig und voll von einer Heiterkeit. Und still vor sich hinlächelnd wiederholte sie nach einer Weile: „Schau, Mena, doch nur die Klarheit, mit



Grüß kinnu: kompsonn.

der wir unsere Bestimmung erkennen, und uns ihr hingeben, ist unser schönstes Eigentum.“

Diese aber antwortete nicht. Sie ging nun steif und gemessen, sah gerade vor sich hin in den Staub auf dem harten unfruchtbaren Boden, auf den sie den Fuß zu setzen hatte. Es war eine gespreizte Mühe und doch eine kraftlose Schwäche in diesem Geradvorsichhinsehen.

Sidi aber schien keinen Weg unter den Füßen zu fühlen. Sie schaute nach rechts und links, sah alles so deutlich und so farbig, genoss den Tag und genoss ihr Sehen. Und da wieder der Zikaden Gesang steigend und sinkend herandrang, war es ihr, als wäre dies ein Atmen der sommerschweren Erde, mit dem sich auch ihre Brust heben und senken müsse.



Unsere großen deutschen Tonsetzer

VI.

Ludwig van Beethoven (1770—1827)

Von Emil Honigberger

Beethovens Zeit war ähnlich unserer. Heute stehen die materiellen Kräfte vor einer Umwälzung, in seiner Zeit revolutionierten die geistigen Kräfte.

Die große französische Revolution entfachte die Revolution des Geistes, der russische Kommunismus in seiner unendlich riesenhafteren und radikaleren Form, sucht die Umwälzung der Gesellschaft, der wirtschaftlichen Verhältnisse zu erzwingen.

Der gewaltigste geistige Revolutionär ward Beethoven.

Das größte Tatgenie: Napoleon hatte vergebens gekämpft, und gerade das Freiwerden der Geister bewirkte seinen Untergang; förderte aber zugleich das Aufsteigen des Schöpfers des vollkommensten und freiesten Kunstwerkes: Beethoven.

Aus den zusammengefaßten Strömungen und Gedanken der Zeit ersteht uns der Künstler und Mensch, Beethoven, der Ränder einer neuen, hohen Lebensphilosophie.

Aus der nach den Freiheitskriegen aufflammenden Kraft des deutschen Universalismus, aus den tiefsten Quellen menschlichen Lebens, ersteht durch Beethoven die allwaltende Macht der deutschen Musik. Was Goethe dem Sehnen und Wollen der neuen Zeit abgewann, ward durch Beethoven vollendet und erfüllt.

Die Reaktion nach den Freiheitskämpfen, unterdrückte staatliche Entwicklung, Wissenschaft, ja selbst die Künste, wie alle fortschrittlichen Erscheinungen, und so mußte die „zensurlose“ Musik das Ringen nach fortschrittlicher Gestaltung des Geistes, der herrschenden Gewalt gegenüber übernehmen. Beethoven steht an der Spitze dieser geistigen Revolution und ward zugleich auch ihr Vollender. Er ist der größte Freiheitskämpfer.

Freiheit des Geistes, Freiheit der Ideale, Freiheit der Kunst, Göttlichkeit des Menschen, Reinheit der Arbeit, Kraft als Moral, Unbeugsamkeit dem Schicksal und der Gesellschaft gegenüber, Selbstherrlichkeit des Künstlers und dessen Befreiung aus seiner Sklavenstellung: das ist seine große Sendung.

Wie Mozarts Jugend geradezu ideal und glücklich war, so die Beethovens das Gegenteil. Sein Vater ein Säufer, der den Knaben quälte; die Verhältnisse der Familie verlottert, die Erziehung lieblos. Aus diesen Ver-

hältnissen ersteht der reinste Mensch und tiefste Künstler. Seine Schule war von der frühesten Jugend an die Not des Lebens.

Der Vater wollte das früh entwickelte Genie des kleinen Ludwig ausnützen, um durch dasselbe seine armselige Lage zu verbessern. So wurde das Kind mit Härte zum Üben angehalten. Wenn der Vater spät Nachts aus dem Wirtshaus nach Hause kam, wurde der kleine Ludwig aus dem Bette geholt und mußte bis zum Morgen üben. Oft sahen ihn die spielenden Kinder auf einem Schemmel vor dem Klavier stehn und bitterlich weinend üben. Freilich erreichte diese unerbittliche und lieblose Strenge, daß er als 7-jähriges Wunderkind an die Öffentlichkeit treten konnte, legte aber auch den Grund zu Beethovens frühzeitiger Weltfremdheit. Beethovens Wunderkindenschaft war nicht die des entzückenden und rätselhaften jungen Mozart. Schon in der frühesten Kindheit hatte er etwas Ungeschicktes, Nachhingekehrtes, so daß seine stürmische, unliebenswürdige Erscheinung wenig Eindruck machte.

In Bonn hörte ihn Haydn und nahm ihn nach Wien mit. Aus dem Unterricht wurde nichts, da Beethoven schon zu selbständig war. Er spielt vor Mozart, der ihn anfangs kühl anhört, worauf Beethoven um ein Thema bittet und so hinreißend phantasiert, daß Mozart begeistert ausrief: „Auf den gebt acht, der wird einmal in der Welt von sich reden machen.“

Auf die große Menge konnte der junge Beethoven keinen Eindruck machen und doch muß der störrische, pockennarbige, hastige und ungelenke Jüngling edle Menschen angezogen haben. Schon in Bonn hatte er, der Sohn eines verlotterten Musikers, in den vornehmsten Häusern Zutritt gehabt und auch in Wien schloß er mit den Fürsten Lobkowitz und Lichnowsky, den Grafen Waldstein und Brunswik, Baron von Swieten innerlichste Freundschaft, die nicht ein Dienerverhältnis war, wie das Haydns und Mozarts zu den Adeligen, nein Beethoven betonte seine Selbstherrlichkeit gerade im Verkehr mit Fürsten und Hohen ständig. Als Fürst Lichnowsky ihn zum Vorspielen vor den Generalen Napoleons zwingen wollte, schrieb er zornig: „Fürst, was sie sind, sind sie durch Zufall und Geburt; was ich bin, bin ich durch mich. Fürsten hat es und wird es noch tausende geben, Beethoven gibts nur einen“. — „Mein Adel ist hier und da“ sagte er, auf Kopf und Brust deutend, als er vom Gerichtshof nach seinem Adelsprädikat „van“ gefragt wurde. Für die gesellschaftliche Achtung und Erkenntnis der Bedeutung des Künstlertums hat Beethoven den Grund gelegt, er, der nie ein Amt oder Würden bekleidete und zeitlebens in bescheidensten Verhältnissen lebte.

Sein äußeres Leben floß in Wien unter vieler Kleinlichkeit dahin. Sein Gehörleiden, das zu völliger Taubheit führte, machte ihn noch verschlossener und zurückgezogener. Von seiner aufzehrenden innern Arbeit erholte er sich auf dem Lande, in der Nähe Wiens. Hier war er glücklich, in Wald und Feld, in der verehrten und inbrünstig geliebten Natur draußen. In der Natureinsamkeit fand er seine fröhliche, innige, stürmisch-liebende Natur wieder und konnte vor Glück beängstigend toll sein. Wenn seine Seele in solch hinreißendem Schwung war, voll der wonnigsten Empfindungen, drängte sein Geist zu den freisten Höhen. Die wunderbarsten Werke entflammen dann seinem brausenden Genie.

Aus solcher Stimmung entsprungene Dichtungen glänzen in einer unerhört tiefen Heiterkeit, der tränenlächelnde Humor wächst zu ergreifender Schönheit. Der heitere Beethoven ist der göttlichste. Er ist aber nicht die

naive Freude Haydns, auch nicht die temperamentensprudelnde Champagnerfreude Mozarts, die Beethovensche Freude und Heiterkeit ist etwas ganz Einzigartiges: oft zart, wie ein Duft, bald wieder die ganze Menschheit in herzlich-ungestümmem Taumel umfassend.

Dieser, sein ursprünglicher Charakter wurde durch die Verhältnisse und insbesondere durch seine Taubheit äußerlich fast völlig verwischt. Er erschien seinen Zeitgenossen als ein störrischer, geiziger, mißtrauischer, einsamer Narr. „O ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch oder misantropisch haltet oder erklärt, wie unrecht tut ihr mir, ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch scheint“, heißt es in seinem Heiligenstädter Testament. „Mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das zarte Gefühl des Wohlwollens. Mit einem feurigen, lebhaften Temperament geboren, selbst empfänglich für die Zerstreungen der Gesellschaft, mußte ich mich früh absondern, einsam mein Leben zubringen. O Menschen, wenn ihr einst dies leset, so denkt, daß ihr mir Unrecht getan, und der Unglückliche, er tröste sich Einen seines Gleichen zu finden, der trotz aller Hindernisse der Natur doch noch alles getan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden“.

Aus dem kleinlichen, verbitternden Lebenskampf, aus dem Leid des persönlichen Lebens ringt sich der alternde Beethoven mit ungeheurer Entschlossenheit empor: „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen!“ Cyklopische Arbeitswucht reißt ihn aus seinem Jammerdasein zu den Sternen: Die „Neunte“ entsteht, die Missa solemnis, Fidelio und die letzten Quartette.

Der gewaltige Wille scheint sich noch zu steigern, aber sein Körper beginnt zu versagen. Sein Ende beginnt. Drei Monate sperrt sein sonst riesenmäßig kräftiger Organismus dem Tode das Tor. Nun merkt er auch, es ist vergebens. Mit wahrhaft sokratischer Weisheit und beispielloser Seelenruhe geht er dem Tode entgegen. Zwar leuchtet die Hoffnung noch durch, und ungeheure Pläne bewegen ihn. Er sprach von einer zehnten Symphonie, von einer Faustmusik. „Das soll was geben!“ rief er aus. Die Überströmung seiner Phantasie war unbeschreiblich und von einem erschreckenden Schwung. Am 24. März sank er zusammen. „Klatscht ihr Freunde, das Schauspiel ist zu Ende,“ sagte er zu seinen Freunden Breuning und Schindler. Am 26. zog gegen Abend ein Unwetter heran. Ein Blitz erleuchtete plötzlich das Sterbezimmer. Der Sterbende öffnete die Augen, erhob die rechte Hand und blickte starr mehrere Sekunden lang mit ernster, drohender Miene in die Höhe. Als er die erhobene Hand fallen ließ, schlossen sich seine Augen. Kein Atemzug, kein Herzschlag mehr.

Die menschliche Komödie war beendet. Alle kleinlichen Sorgen, Widersprüche und Wirrnisse versanken und nur der hehre Geist mit seiner weltaufrüttelnden Sendung von einer neuen Freiheit, einer göttlichen Freude schwang sich in die Menschheitszukunft.

Aber Beethovens Werke in diesem engen Rahmen zu schreiben wäre ein eitles Unterfangen. Überhaupt muß Beethoven erlebt und durchlebt werden, dann wird er, — wie Johann Sebastian Bachs Offenbarungen für den Musiker das alte Testament sind, — mit seinen Schöpfungen für die Menschheit ein neues Testament werden, das höher ist, als alle Religion, Philosophie und Weisheit.

Seine Sonaten, Konzerte und Kammermusikwerke, seine 9 Symphonien, die Ouvertüren, die Missa solemnis und Fidelio sind die Grundpfeiler unserer heutigen Kultur. Wir sehen in diesen Werken die Überwindung des Lebens.

Nicht als schwächliche Verzichtleistung, nicht als die Offenbarungen eines Träumers, sondern als die eines Kämpfers, eines Prometheus, der den schönen Götterfunken neu belebte, den Bringer eines freudevollen, kraftdurchtränkten Optimismus.

Beethovens herrlichste Verkündigung: keine Macht ist gewaltiger, als die, welche der Mensch in seiner eigenen Brust trägt, wirft alle himmlischen Märchenmächte in den Staub.

Beethoven darf nicht nur als musikalisches Genie aufgefaßt werden, heute steht er als Kulturträger, als philosophischer Religionsgründer, als Prophet einer gesunden, starken Lebensweisheit vor uns. Er verkündet uns das Evangelium eines arbeitsfreudigen, tatenfrohen Lebens, allen Gewalten zum Trotz, an Stelle des sentimental-christlichdogmatischen, hinziehenden Demütünkels. Als erlösende Macht muß Beethoven der Führer nach dem Elysium werden, der „ewiges Leben verkündende Priester Dionisios.“



Don Juan

Von Helene Burmaz—Buchholzer

Gunther Volkmann saß vor seinem Schreibtisch und sann offenbar nach, was er mit seinem Sonntag beginnen solle. Eben schlug die Uhr der Theatinerkirche 10. Eine alte Frau trat auf sein Läuten mit behutsam familiärem Morgengruß der langjährigen Bediensteten ins Zimmer, setzte das Frühstück auf ein zartes Tischchen nebenan und entfernte sich lautlos, auf Filzpantoffeln. Gunther aß eilig, uninteressiert und voll zierlicher Unruhe. Dann ließ er wegräumen, zündete sich eine Zigarette an und trat ans Fenster. Sein nervöser Blick schweifte über den Odeonsplatz, folgte gleichgiltig einigen hastenden Menschengestalten, blieb eine Weile an den schon gelblich werdenden Wipfeln des Hofgartens hängen, kehrte dann zurück in die allzu ruhige, allzu warme Dämmerung seines Arbeitszimmers, streifte die wunderbaren, schwarzen Eichenmöbel, die kobaltblauen Tapeten mit den erlesenen, etwas grotesken Stichen und Malereien und endete schließlich auf dem breiten, mit einem auffallend schönen Eisbärenfell bedeckten Sofa, wo wie blutige, glühende Früchte allerlei rote Rissen lagen.

Er wanderte auf und ab, wie in unbestimmter, zweckloser Erwartung, voll Ärgerlichkeit zugleich, daß es so war. Dann lehnte er sich mit einem gewaltsamen Ruck wieder in den Armsessel und wollte nun nicht mehr warten, nein er wollte an etwas Schönes denken, an etwas, was ihm schon gehörte, was ihm warmrote Erinnerung war. Zum Beispiel der gestrige Abend. Wie wunderbar der wieder war! Ein Abend mit Mo war ein vollkommener Genuß, die Stunden verflogen köstlich, doch ließ sie unbefriedigt und machte sehnsüchtig auf das nächste Zusammensein. Zwar war es manchmal zum verzweifeln mit ihr. Nein, aber so einen Abend aufzubauen, aufzuzaubern, das konnte Mo wie keine andere. Nicht etwa, daß äußerlich viel geschehen wäre. Im Gegenteil, es war bloß ein Nachtmahl bei Strakka und eine Plauderstunde in der Bar. Doch Mo war eben Künstlerin, stimmungsgemäß alles vorzubereiten, gute und böse Geister zu beschwören und wieder zu verjagen, sie setzte sich selber in Musik, entwarf von sich ein immer verändertes, doch immer interessantes Portrait und verhüllte sich mehr, als sie sich fand in seltsamen melodiosen Gedichten, als wäre die Welt nur dazu da, um auf ihren musikalischen Anschlag zu erklingen. Wie Furcht lag es ihm manchmal auf der Seele,

vor dieser unantastbaren Weihe der Stunden, wie Ehrfurcht und Gebet vor dem ewig rätselhaften Göttlichen in diesem Weib.

War's nicht wie eine feine Ironie der Amerikanerin, daß sie einer in groben fleischlichen und geldgierigen Genüssen und allzu hergebrachten Künsten erstickenden europäischen Gesellschaft bewies, welch vollendetes Meisterwerk das Leben werden kann, wenn Lebenskunst zur Meisterschaft wird, und daß dieses den Kunstwerken der Plastik, Dichtung und Malerei sogar an zarter, unfassbarer Macht noch überlegen sein kann. Und wie alltäglich war doch eigentlich die Umrahmung zu solch wundersamen Stimmungen! So wie die Anlässe zum Kunstwerk überhaupt oft aus banalen, trüben Quellen fließen. Erst wartete er auf sie an einem der kleinen, behaglichen Tische bei Strakka. Das Lachen, Geplauder und Parfüm der eleganten Welt drang angenehm gedämpft herauf. Mo kam natürlich etwas verspätet, aber diese letzten Augenblicke brennendster Erwartung waren vielleicht das Schönste. Wie entzückend sie gestern wieder aus sah. Sie ist der unerbittlichste, kultivierteste, berückendste Schluß der Stofflichkeit. Wo nur fand sich der Künstler, der Mo solche Kleider schaffen konnte, solche Hüllen, die eher seine Zaubermittel gewordene Ideen des eigenwilligen Köpfcchens schienen. Dann sprachen sie, wovon alle sprechen, von Ereignissen in der Gesellschaft, fremden Ländern, Theater. Mo plauderte leicht, obenhin. Doch nicht in der Art, daß das peinliche Gefühl aufkam, als verbringe sie mit Dingen ihren Tag, die ihrer nicht würdig seien. Europas Götter und Götzen waren ihr bloß lustige Kuriositäten, mit denen sie unermüdlich witzelnd Fangball spielte. Mo berührte von einer Sache immer nur eine einzige Saite, ließ sie dann zitternd schwingen und die wunderbare Macht im Zusammenklang ahnen, doch lehnte sie es immer ab, ein Thema zu erschöpfen; das sei mühevoll und langweilig. Wenn Mo besonders angeregt war, fing sie zu philosophieren an, lebendig, scharf, naiv, stilvoll, unterjochend, entzückend praktisch, wie es nur Amerikanerinnen können. Er bewunderte Mo restlos. Sie beherrschte ihre Menschen und die raffinierte Ausgestaltung ihres Verhältnisses zu ihnen, ist ihre ureigenste unbestrittene Domäne. Doch immer, wenn die Stimmung auf einer ungeahnten Höhe war — — bestellte sie leider ihren Wagen und fuhr in ihr Hotel. Ja auch das war ihre Besonderheit. Das war nicht zartfühlend von ihr. Sie brach die Stimmung allzujäh ab. Besser wäre es, sie geduldig ausklingen zu lassen und den einmal beschworenen Geistern dann auch folgsam die Hand zu reichen. — — Zwar Mo konnte schon auch anders sein — — — nur so selten. — — —

Er wendete den Kopf, ihm war, als wenn ein leichter Hauch die Vorhänge geteilt hätte.

Da stand Mo.

Alles Blut schoß ihm wie toll zum Herzen. Er konnte es nicht hindern. Er küßte ihr die Hand und stammelte dumme Worte großer Verwunderung.

„Wie kommst Du her, allerliebste Mo? Du bist schon aufgestanden? Du bist so — — so — — wie sag ich bloß, so zahm heute! Sicher hast Du den Morgenritt verschlafen?“

Die schlanke mittelgroße Figur stand in einem einfachen, faltig fallenden, schwarzen Seidenmantel im Türrahmen. Das glänzende braune Haar legte sich glatt in feinen Linien um den Kopf. Ihre Züge waren etwas zu nervös, es fehlte ihnen die Ruhe, um schön genannt zu werden und doch interessierte sich auch schon der erste geschulte Blick für die Geschehnisse, die sich um den schwungvollen Mund und Nase ewig zitternd verrieten.

Sie antwortete nicht auf die vielen Fragen, sondern sah eine Weile sinnend umher.

Dann sprach sie mit den eigentümlich reizvollen, spröden Lauten der Amerikanerin:

„Ich wollte nur mal Deine Wohnung ansehen Gunther, denn bevor ich die nicht kenne, weiß ich noch viel zu wenig von Dir“!

Er fühlte sich geschmeichelt durch ihren Besuch und kam doch nicht dazu die Überlegenheit, die ihm seine Hausherrnwürde verleihen sollte, einigermaßen auszunützen.

Dann lief sie emsig umher und fand alles Bemerkenswerte. Sie stöberte im Bücherkasten und räumte die Vitrinen aus. Fragte hunderttausend Dinge und wartete die Antwort nicht ab, sondern schnitt diese mit einer neuen Frage tot. Schließlich sah sie umgeben von Bergen schönen, alten Porzellans und guter Stilgläser am Boden und führte mit einer Gruppe leidend aussehender Künstlermarionetten eine kleine Posse auf und war dabei Dichter und sehr dankbares Publikum in einer Person.

Plötzlich sprang sie auf und lachte:

„D nein, ich bin heute gar nicht zahm!“

Damit riß sie sich den Mantel, schwenkte ihn wie eine Fahne in der Luft und warf ihn dann auf's Sofa. Gunther war starr und geblendet zugleich.

„Mo, Wirbelwind, was hat der tolle Anzug zu bedeuten?“

Mo hatte weiche, hohe, gelbe Schuhe an, freie Beine und Knie, ein sehr kurzes Röckchen, mit dem gewürfeltesten rotbraunen Schottenmuster, das sich auf dem ärmellosen Seidentrikot und der forschen, schildlosen Mütze wiederholte. Zart, graziös und von adliger Rasse war jedes ihrer Glieder, für die Bewegung geschaffen, zum Staunen und Anschauen gebaut.

„Ich war natürlich beim Golf, von 6—9, während Du schliefst,“ pläzte sie dann amüsiert hervor.

Gunther sagte leise besorgt und doch voll inständigster Bewunderung: „Sag nur, woher nimmst Du nur immer diese Spannkraft, es ist mir manchmal unfassbar!“

„Mein Temperament duldet nicht viel Schlaf, Du weißt es ja“ sagte sie, während die Lippen die Ahnung eines Spottes wiesen. „Aber jetzt muß ich laufen, es ist höchste Zeit.“

„Adio!“

So eilig lief sie zur Türe, daß seine Worte des Bedauerns schon nicht mehr angebracht waren. Als sie gegangen war schwebte im Zimmer ein eigentümlich herber und doch so überaus anziehender Duft.

Gunther warf sich in den Sessel und seufzte schwer auf. Es war doch eine eigentümliche, vielleicht furchtbare Sache. Mit Mo war eine bisher unbekannte Macht in sein Leben getreten. Ob sie das ahnte? — — Würde sie ihm vielleicht Schicksal werden, würde sie es erreichen, was Abda, was nicht einmal Abda gelingen konnte? Bisher war er seinen Weg gegangen, sicher war es oft auch ein Irrweg gewesen, doch die große Richtung stimmte doch immer. Und immer hing es von seinem Entschluß ab, auch anderwo zu wandeln. Er war bisher mit einer Philosophie, die eine gesunde, erdenstarke Mischung von Idealismus und Skeptizismus war, sehr gut ausgekommen. Ist es möglich, daß man von allen Dingen, sich selber am spätesten kennen lernt. Früher hatte er einfach nicht daran geglaubt, daß sich das Leben an solche Erscheinungen verschwenden könnte, die im Stande wären, ihn aus den Bahnen zu werfen. Eine leise wehmutsvolle und doch auch schuldbewußt unbehagliche Trauer mußte ihn beschleichen, wenn er an Abda, seine Braut dachte. Gewiß war sie eine Frau, die keine aufregenden Launen hatte, die keine

unnötigen Schwierigkeiten machte. Aber er wußte nicht, ob er ihr nicht mit seinem Benehmen schon zu viel zugemutet habe, denn an eine Heirat konnte er jetzt vorläufig nicht denken. Unbequem ist es mit einem großen Charakter zu verkehren, irgendwie wirkt er immer drückend und verpflichtend auf seine Umgebung. Ohne daß er es merkte, hatte sich Mo in seinem Leben ausgebreitet. Als er sie auf der grünen Redoute kennen gelernt hatte, hielt er es für weiß Gott was für einen flüchtigen Reiz. Heute schon sah er die Welt fast nur mit ihren Augen, die freudig und neugierig nach allem interessanten auf der Welt griff, wie ein Kind, nach lockenden Spielwaren, die in den diesseitigen Gefilden nur einen sportlichen Tummelplatz sah, als ob blutende Wunden nur rote Rosen wären. Sicher lag in ihrem Auftreten auch etwas von der typischen, etwas leichtfertigen Amerikanerin, die daheim das „höhere Wesen“ spielt, als Göttin des Vergnügens und der Unterhaltung dahinschwebt und deren Mann es als ehrende Pflicht betrachtet, für sie zu schuften und Dollars zu machen. Ein Wall unangenehmer Gedanken baute sich vor ihm auf. Wie lange sollte diese Verlobung überhaupt noch dauern? Andererseits war ihm die Ehe mit Adda doch eine sichere und sehr sympathische Aussicht, wie auf sonniges Ackerland. Nur augenblicklich war es eben nicht zu machen, es mußte Wandlung geschaffen werden. Er setzte seine Fußwanderung auf seinem farbenprächtigen Bockara fort. Von Mo loszukommen sah er keine Möglichkeit. Vielleicht könnte er sie bereden, mit ihm ans Meer zu fahren, in ein stilles Fischerdorf. Wie lange sie Lust hätten. O, ein einzigesmal an Mo satt werden und ihr unbekannter, gefährlicher Reiz wäre überwunden! Zugleich zweifelte er aber auch daran, ob die Verlockung sich so rasch verflüchtigen könne und noch mehr daran, ob sie sich ihm jemals so ganz ausliefern würde: Und Adda? — — —! Adda — — —! Und kein Ende. Dies gut gemeinte Theater spielen wurde ihm nachgerade schon unerträglich. Gesten der Liebe, die einmal hingebungsvollstes Fühlen geboren, durch gedankenlose Wiederholung zu schänden. Und doch fehlte ihm der Mut, Adda alles einzugestehen. Wie anders sollte doch alles werden. Aber jetzt mußte etwas geschehen, wenn nichts anders, irgend eine Gewalttat, nur nicht diese tückische, betrügerische Stille weiter zu tragen. Später würde sich alles finden. Er wünschte ja diese Heirat im Grunde selber. Adda wünschte sie auch mit dem ganzen Stolz ihres vornehmen Weibtums. Ihr Vater, der greise Geheimrat wünschte sie auch und das Haus in der Maximilianstraße wartete schon lange auf das junge Paar.

Aber Mo. War sie denn wirklich unüberwindlich, unberechenbar, wie eine fremde Waffe? Und wie lange diese Betörung schon dauerte! Wie illusionslos und wissend sie manchmal in die Welt sah! Spielte Eitelkeit am Ende auch eine Rolle, war es ihm wichtig, daß sie von aller Welt bestaunt wurde? Mo mußte irgendwo verarbeitet werden. Er wollte versuchen, ihr nächstens mit Selbstmord zu drohen — — und Mo — — würde unwiderstehlich lachen, so wie es ihre besondere Art war, nach den klingenden Lauten noch eine Weile den Mund geöffnet, den köstlichen roten Rachen zeigend — — bis er halb gequält, mitlachen würde — — o wie gut er das kannte und wie beschämend das wäre.

Fortsetzung folgt.



Der Geiger

Text zu einer G-dur Sonate
Von Béla Székely (Klausenburg)

Er kannte nur seine Mutter. Eine schlanke, blonde, deutsche Frau. Von seinem Vater hatte er nur die wunderbar-stille Totenmaske und eine alte, traurige Geige geerbt.

Sein erstes Lied hatte ihn seine Mutter gelehrt. Es war eine alte, sich immer wiederholende, slawische Weise: leise, mild und wiegend. So war sein erstes Lied. . .

Er saß mit seiner Mutter in dem stillen dämmerigen Raum, der mit weichen, orientalischen Teppichen ausgelegt war. Die blonde, feingliedrige Frau spielte eben, traumverloren, eine Beethoven Sonate und als wollte sie die aufklingenden Akkorde als Begleitung ihrer Worte herausfordern, sprach sie: . . .

„Aus der tönenden Geige schrie sein blutwundes Herz. . .
Als hätten die gespannten, zitternden Saiten seine Seele verwundet. . .

Er wurde bewundert . . . gefeiert. . . Die Frauen beteten ihn an. . .

Er hatte aber nur mich geliebt, meine klingende, schwingende Seele. . .

Das war dein Vater. . .“

Sein erstes Auftreten fand noch in intimen Kreise statt. Am Klavier saß seine Mutter und der kleine Saal war mit guten Bekannten gefüllt. Als er zur Geige griff, zitterten seine Hände; aber dann, als ob die in Melodien vereinten Seelen seiner Eltern in ihm aufflackerten, spielte er mit einer hinreißenden, erschütternden Macht.

„Als ob sein Vater spielen würde,“ sagten die Leute. Die Mutter war stolz auf ihn. Ihre weißen, feinen Finger tanzten über die Tasten mit einer Meisterschaft, die bezauberte. . .

Langsam wurde es dunkel. Durch die hohen Fenster drangen die letzten, schlaftrunkenen, müden Strahlen in den kleinen Saal.

Er spielte eine feine, ruhige Sonate. Die zarte Musik rief in dem kleinen Raume süße Melodien hervor; Weisen, die nur ein trauriges, von Sehnsucht gemartertes Herz in der Stille eines Spätherbstnachmittages verstehen kann. . .

Von der blassen Totenmaske des Vaters fiel ein welliger Strahl auf seine nervöse, frauenhaft-weiße Hand, die den feingebogenen, schlanken Hals der Geige innigart umfaßt hielt.

So ging sein erstes Auftreten von statten.

Dann kamen die endlosen, schmerzvollen Wanderungen von Stadt zu Stadt. Große, schreiende Plakate, mit auffallenden, weithin sichtbaren Buchstaben kündeten das Konzert des jungen Meisters an. Die Säle waren mit unbekanntem gleichgültigen Gesichtern gefüllt. Diese Menschen in den wichtigtuenden Kleidern, stolz auf ihr anspruchsvolles Gebahren, feierten mit Begeisterung den Künstler. . .

Ah, anfangs war der Applaus noch bezaubernd. Anfangs sah er nur seine Mutter am Klavier, — die Mutter, die in ihm die Erinnerung an halbvergessene, süße Melodien wieder wachrief.

Aber nach und nach wurden die eintönigen, mit fremden, unbekanntem Gestalten angefüllten Sesselreihen zum Zwiespalt seines eigenen Ich's.

Wie haßte er diese dichtgedrängte Menge. Diese Menschen, die nichts von seinem Leben, nichts von seiner suchenden, ringenden Seele ahnten.

Und er fühlte, daß er die wundervollen, märchenschönen Träume, die an den Spätherbstabenden in ihm erwachten und die er von der weißen Gipsmaske seines Vaters und der blonden Mutter in sich aufgenommen hatte, jetzt, als eine klagende, blutende Waare den zahllosen Menschen verkaufte. . .

„Da, da habt ihr! . . . Nehmt sie hin . . . meine Träume! . . . Nur ich, ich allein blute ja dafür. Und ihr habt doch bezahlt — für mich — für meine Seele — mein Leid. — All meine Träume, mein verborgenstes Sehnen, all das, was mir der Totenmaske starre Größe meines Schöpfers an den einsamen, verglühenden Abenden gegeben hat, dürft ihr begehren, denn ihr habt bezahlt. . .

Und die Leute, die nicht merkten, daß aus den klingenden Saiten ein blutendes Herz in namenlosen Dualen nach Erlösung schrie, klatschten ihm Beifall und dachten. . .

„Wie jung er ist und wie schön er spielt. Man sagt, daß er der größte Künstler der Welt sein soll. Wie viel Geld mag er an einem Abend verdienen?“ . . .

Und sein Spiel wurde immer trauriger und immer schöner.

Und jeder Ton war ein Aufschrei seiner gemarterten Seele, ein Tropfen seines warmen Blutes. . .



Grippe

Von Adolf Kraft

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß im Verlauf langdauernder Kriege zahlreiche Menschen auch Opfer von Infektionskrankheiten werden. Die Massenansammlung der Truppen, die Truppenbewegungen bilden günstige Grundlagen für die Entstehung und Ausbreitung solcher Krankheiten, die dann auch auf die Zivilbevölkerung übergreifen. Umgekehrt findet natürlich auch zuweilen ein Übergang lokalisierter Krankheitsherde innerhalb der Zivilbevölkerung auf die Truppen statt. So finden wir denn Ruhr und Flecktyphus auch im Weltkrieg an der Arbeit, die Opfer des Schlachtfelds zu vermehren. Wir dürfen es aber als einen Triumph der wissenschaftlichen Forschung und Technik in der Bekämpfung der Infektionskrankheiten ansehen, daß solche Epidemien gegenüber früheren Kriegen in sehr viel geringerem Maß austraten oder doch rasch zum Erlöschen gebracht werden konnten. Überraschend verbreitete sich nun von Spanien aus eine Krankheit, die unter dem Namen der Grippe allgemein bekannt und, nachdem ihre Gefährlichkeit erfahrungsgemäß festgestellt wurde, auch sehr gefürchtet ist.

Wir haben es bei dem gegenwärtigen Auftreten dieser Krankheit mit einer Pandemie zu tun. Pandemien hat es soweit die geschichtliche Erfahrung reicht, stets gegeben. Kennzeichnend dafür ist das plötzliche Auftreten und die rasche Verbreitung der Krankheit über verschiedene Länder, ganze Erdteile, ja über die ganze Welt. Bei allen bekannten Pandemien der Grippe waren die Erscheinungen nach den vorliegenden Beschreibungen fast in allen Punkten die gleichen; charakteristisch für sie ist namentlich das Vorwiegen der Lokalisation in den Luftwegen. Seit 1742 gab man der Krankheit den Namen Influenza. Die letzte große Grippepandemie, die Europa heimsuchte, fiel in die Jahre 1889 und 1890; von ihr datiert die erste gründliche Erforschung der Erscheinungen.

Als Krankheitserreger mußte nach den Lehren Pasteurs und Rochs ein mikroskopisch kleines, pflanzliches oder

tierisches Lebewesen vermutet werden. 1892 gelang es Pfeiffer einen neuen gut charakterisierten Bazillus zu entdecken, den er als Erreger der pandemischen Influenza ansah. Bei der gegenwärtig herrschenden Pandemie suchte man auf bakteriologischem Weg festzustellen, ob die Krankheit tatsächlich mit der Influenza identisch sei. M. Mandelbaum und andere konnten nun nach gründlichen Untersuchungen der Absonderungen von Influenzakeranken und der Gewebe, insbesondere der Atmungsorgane von Verstorbenen, auf mikroskopischem Weg oder durch Kulturen in keinem Fall Influenzabazillen nachweisen. Mandelbaum zieht aus diesen Untersuchungen den Schluß, daß trotz der Übereinstimmung des klinischen Bildes bei den gegenwärtigen Krankheitsfällen mit dem der Erkrankungen von 1889 und 1890 der Pfeiffer'sche Bazillus nicht die Ursache der jetzigen Pandemie sei. Einige Autoren bezweifeln überhaupt, daß dieser Bazillus der Influenzaerreger ist, und halten den tatsächlichen Erreger der Krankheit noch für unentdeckt. Die Ansicht der meisten Forscher geht dahin, daß es sich um ein unvisibles, filtrierbares Virus mit großer Ansteckungskraft handle. Häufig findet man in den Absonderungen und Geweben Influenzakeranker andere Bazillen, wie Streptokokken, Staphylokokken und Pneumokokken, das heißt, es findet Mischinfektion statt; sie kann zu Sekundärerkrankungen führen, und je nach deren Natur findet man dann die Gewebe oft von den entsprechenden Erregern übersät. Es scheint, daß das unbekannt Virus eine erhöhte Disposition für Infektionen mit den in der Mund- und Rachenhöhle vorhandenen Halbparasiten, wie Streptokokken, Pneumokokke und Staphylokokken, schafft, und daß diese genau den Wegen folgen, die das Influenzavirus eingeschlagen hat, ganz besonders den Luftwegen. Die durch den Influenzaerreger entzündlich veränderten Gewebe scheinen einen sehr günstigen Nährboden für andere Krankheitserreger abzugeben. Diese vermehren sich stark und verursachen Sekundärerkrankungen. Die Sekundärerreger sind es auch, die zu den unheilvollen Komplikationen führen und schließlich den Tod der von der Krankheit Befallenen verursachen. Die Erfahrung bestätigt die Auffassung Mandelbaums, daß die Sekundärerkrankung weit gefährlicher sei als die Primärerkrankung.

Solange der Erreger selbst nicht bekannt ist, beruhen selbstverständlich alle Meinungen über seine Verbreitungswege nur auf Vermutung und Wahrscheinlichkeitsannahme. Es scheint aber, daß die Krankheit den Verkehrswegen folgt, das heißt daß die Verbreitung durch Kontakt von Mensch zu Mensch stattfindet. Indessen sind andere Verbreitungswege nicht ausgeschlossen. Eine Verbreitung durch Luftbewegungen wird bestritten. Dagegen nimmt man die Übertragung durch die Luft in Form der sogenannten Tröpfcheninfektion an, das heißt durch die Einatmung des an ausgehusteten Schleim und Wassertropfen gebundenen Virus. Das explosionsartige, fast auf einen Schlag weite Teile der Bevölkerung umfassende Auftreten spricht jedenfalls dafür, daß der Kontakt in engem Sinn nicht das ausschlaggebende Moment ist, sondern leicht bewegliche Träger des Virus die Vermittler der Krankheit unter den Menschen bilden. Die Frage ist also durchaus noch nicht endgültig gelöst.

Das Krankheitsbild ist fast durweg identisch mit dem der Epidemie von 1889 und 1890. Nach einer Inkubationszeit, die einen bis mehrere Tage dauert, stellen sich plötzlich ohne irgendwelche Prodrome die Krankheitsercheinungen ein, oft mitten in der Arbeit: leichtes Frostgefühl oder Schüttelfrost, starke Prostration, so daß sich die Patienten kaum noch zu schleppen vermögen. In der

Regel verläuft die Krankheit unter Fiebererscheinungen, und zwar folgt dem Schüttelfrost ein Temperaturanstieg, der in wenigen Stunden 39 bis 40° und mehr erreicht. Meistens steigt das Fieber am ersten Tag am höchsten, und der Fieberabfall tritt nach 2 bis 3 Tagen lytisch, seltener kritisch ein. Es gibt Fälle mit längerem Fieber von geringerer Höhe und leichtere Fälle, die vollkommen fieberfrei verlaufen. Neben dem Fieber treten bei unkomplizierten Fällen noch starke Kopfschmerzen, Schmerzen in der Lendengegend, Appetitlosigkeit, Erbrechen, Augentränen, Niesen, Schnupfen, Krachen im Hals und Hustenreiz auf, also katarrhalische Erscheinungen aller Art; daneben kommt es auch zu rheumatischen und zerebralen Erscheinungen. Je nach den Symptomen, die das Krankheitsbild besonders beherrschen, unterscheidet man deshalb 4 Formen der Influenza, nämlich katarrhalische, rheumatische, gastrontestinale und zerebrale, wobei natürlich oft Mischformen auftreten. Am häufigsten ist die katarrhalische Form mit besonderer Beteiligung der Luftwege. Der Verlauf der Erkrankung ist bei vorsichtigem Verhalten der Patienten in der Regel der, daß die subjektiven und objektiven Symptome nach 2 bis 8 Tagen zurückgehen und die Rekonvaleszenz rasch eintritt. Harmlos ist indessen die Krankheit durchaus nicht. So betrug die Letalität im Jahr 1891 an vielen Orten 1%. Die gegenwärtige Epidemie aber zeichnet sich durch das verhältnismäßig häufige Auftreten von Pneumonien aus, die rasch, schon nach 2 bis 3 Tagen, tödlich endigen und die kräftigsten Altersstufen von 17 bis 30 Jahren befallen. 1889 bis 1890 betrug die Zahl der Pneumonien in vielen Gegenden Deutschlands 5%, der ärztlich behandelten Influenzafälle, und die Sterblichkeit unter diesen 17%, an einzelnen Orten aber 30 bis 40%. Noch größer ist jedoch gegenwärtig die Neigung zu Lungenentzündungen bei jüngeren Leuten; überhaupt werden die Altersklassen von 18 bis 30 Jahren vorwiegend von der Influenza befallen. Es scheint sich die Ansicht Mandelbaums zu bestätigen, daß das Überstehen der Influenza zu einer sehr lange dauernden Immunisierung führt. Seit der letzten Epidemie sind 30 Jahre verstrichen. Wer damals die Influenza durchmachte, befindet sich heute in den Altersklassen von 30 und mehr Jahren, die im allgemeinen von der Krankheit verschont bleiben. Deshalb ist die Ansicht nicht von der Hand zu weisen, daß die Immunisierung dabei eine Rolle spielt.

Die Erfahrung lehrt, daß die Krankheit nicht leicht zu nehmen ist, und läßt deshalb die Frage wichtig erscheinen, wie sie verhütet werden könne. Allerdings ist deren Beantwortung bei der hohen Kontagiosität nicht leicht. Viele Ärzte glauben (und diese Ansicht kann nicht ohne weiteres zurückgewiesen werden), daß die Krankheitsursache miasmatischer Natur sei und wirksame Vorbeugung gegen die Influenza nicht möglich sei. Da für diese miasmatisch-kontagiöse Natur des Erregers zum mindesten viele Anzeichen sprechen, gebietet jedenfalls die Vorsicht Maßnahmen zu ergreifen, die den Ausbruch der Krankheit zu verhüten mögen. In Frage kommen die Isolierung der Kranken von den Gesunden, Bereithaltung der Heilanstalten für die Aufnahme von Kranken, eventuell durch Errichtung von Notspitälern, Verhütung von Massenansammlungen durch Versammlungsverbote, Einstellung des Schulunterrichts, Vermeidung der Überfüllung der Straßenbahnen, sorgfältige Wohnungspflege, peinliche Reinlichkeit und Lüftung, natürlich auch durch Trennung der in der Familie verpflegten Kranken von den Gesunden. Jeder einzelne muß nach Möglichkeit der Ansteckungsgefahr auszuweichen suchen, und Leichtkranke, Krankheitsverdächtige und Genesende, die die Krankheit weiterverbreiten

können, müssen den Kontakt mit den übrigen Menschen vermeiden, bis jede Gefahr ausgeschlossen ist. Das sind im allgemeinen die gleichen Vorsichtsmaßnahmen, die man auch bei den übrigen Seuchen anzuwenden pflegt. Auch durch Desinfektion, daß heißt durch Waschungen der Hände und des ganzen Körpers, kann der einzelne viel zur Verhütung der Ansteckung beitragen; die übliche amtliche Desinfektion dagegen ist schwer durchführbar und nicht sehr wirkungsvoll, an vielen Orten nimmt man deshalb von ihr Abstand.

Wie immer beim Ausbruch von Volkskrankheiten wird der Markt mit Arzneistoffen überschwemmt, die als Panazee gegen die Krankheit dienen sollen. Bei diesen Mitteln wirkt die Suggestion gewöhnlich stärker als das Mittel selbst, es wird also zu teuer bezahlt. Da der Mund die hauptsächlichste Eingangspforte für das Virus ist, kann dessen Reinigung mit einer Kochsalzlösung, allenfalls mit einer 2- bis 3prozentigen Lösung von Kali chloricum oder Kali-hypermanganicum empfohlen werden. Die Behandlung der Krankheit kann an dieser Stelle nicht erörtert werden. Jedenfalls wird es, da in keinem Fall der Zutritt einer schweren Komplikation ausgeschlossen ist, als Regel gelten müssen, möglichst rasch ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Das ist um so wichtiger, als jeder tüchtige Arzt zugleich die nötigen Ratschläge zur Verhütung weiterer Ansteckungen geben wird. Da der Ernährungszustand von wesentlichem Einfluß auf die Widerstandsfähigkeit ist und mangelhafte Ernährung unzweifelhaft der Verbreitung der Seuche und dem schlimmen Ausgang der Krankheitsfälle starken Vorschub leistet, muß der Ernährung Influenzakeranker und Genesender besondere Beachtung geschenkt werden. Man sollte deshalb im weitesten Maß diese Kranken bei der Rationierung der Lebensmittel bevorzugen, wie dies beispielsweise der Schweizer Bundesrat angeordnet hat. Mit der Beendigung des Krieges würde übrigens auch die Seuchengefahr abnehmen: die beste Prophylaxe gegen die Krankheit ist also der Friede.

(Der zeitgemäße Artikel „Die Grippe“ ist den „Sozialistischen Halbmonatsheften“ entnommen.)



Hemmungsloser Verkehr

als einziges Mittel zur Bannung der Teuerung

Von Paul Klemm

Vor beinahe 30 Jahren hat Silvio Gesell, ein Kaufmann in Buenos-Aires den Schlüssel zur vollen Erkenntnis des Geldwesens gefunden und damit vollkommene Klarheit über die bis dahin verworrene Nationalökonomie-Wissenschaft verbreitet. — Wer Gesells Theorie, enthalten in dem Werk „Die natürliche Wirtschaftsordnung“ gelesen hat und dennoch im Dunkeln ist über die der Wirtschaft jetzt nötigsten Maßnahmen, dem ist nicht zu helfen.

Am 1. Juni d. J. erschien ein Artikel in „Foaiia comerciantilor Romani, Braşov“, den ich der Zeitung im April eingeschickt hatte, da gab ich die Adresse des Buches und die nötigen Hinweise und betonte, daß die Einschränkung des Verkehrs das erste und letzte Hemmnis der Volkswirtschaft ist.

Wenn man Handel und Gewerbe überhaupt Produktion fördern „will“, so ist die erste Bedingung, daß man wirklich „will“. Auch der Einzelne weiß nicht immer, was er will, geschweige denn der Staat, der doch von verschiedenen Willen beeinflusst wird.

Will der Staat Wohlstand? Wohlstand für Einige oder für Alle? Haben doch die berühmtesten National-

ökonomien den Unsinn verzapft, es müsse arme Teufel geben, die anderen die Stiefel putzen, sonst könne höhere Kultur nicht aufkommen. Leider gibt's Leute und es sind nicht die Geringsten, die wohl gern möchten, daß der Staat blühe, aber wenn dies nur mit geringster Einbuße eigenen Prestiges verknüpft ist, so lassen sie den Staat im Stiche. Und was nützt die schönste Theorie, wenn sie nicht zur Praxis kommen kann. Gerade im Staatswesen will man nur Routine und jede Theorie hält sich der Oberbonze vom Leib und glaubt sich sehr geschickt, wenn er vor Experimenten warnt, während ihm doch nur die Intelligenz ermangelt, aus dem Plan das fertige Gebäude sich vorstellen zu können.

Darüber sind sich alle einig, daß rationelle Arbeit vorwärts bringt.

Warum sind jetzt nicht alle Hände an der rationellen Arbeit?

Was nützt es einen hungrigen Ingenieur, daß er Tag und Nacht arbeiten möchte, wenn er keinen Unternehmer findet, der seine Arbeit braucht?

Jede produktive Arbeit schafft Produkte. Ist die Arbeit richtig organisiert, so kann jeder Mensch seinen Kräften entsprechend schaffen. Weil sie noch nie richtig organisiert war, so hat noch kein Volk seit historischer Zeit dies Glück genossen. Wenn alle schaffen, so ist das erreicht, was man anstrebt, denn dann wird nicht nur soviel geschafft, als man im Lande verbraucht sondern weit mehr als das und der Überschuß kann zur Kapitalbildung resp. zum Export verwandt werden.

Zur Organisation, wie sie sein muß, ist aber reibungsloser Verkehr unerlässlich, der uns jetzt abgeht.

Zu den aktiven Faktoren des Verkehrs gehören:

a) Geld,

b) Eisenbahn, Straßen, Post, Telegraf, Telefon, zu den passiven Faktoren:

Bewegungsfreiheit der Personen, Güter und Nachrichten.

Der Krieg und seine Folgen haben vieles zerstört, vernichtet, was neu geschaffen resp. repariert werden muß, es kann nun nicht verlangt werden, daß die geschädigten Einrichtungen so funktionieren wie vor dem Krieg.

Die Stagnation auf den meisten Gebieten des Gewerbes ist eine Folge der Störung des Verkehrs (Erschwerung des Nachrichten-Dienstes, Abstellung von Telefon, Verspätung von Briefen und Telegrammen, Zertifikatenzwang für Personen und Güter). In letzter Zeit wirkt der in Stockung geratene Umlauf des Geldes in dieser Richtung mit.

Diese Umstände verursachen eine Einschränkung der Produktion, wobei statt die Arbeiten zu vermindern, vermehrte Anstrengung und verstärktes Beamtenpersonal nötig wird. Daraus resultiert erhöhte Regie und unverhältnismäßige Verteuerung der Produkte.

Teure Produkte — dadurch verursachte teure Löhne — alles teuer — also verminderte Kaufkraft des Geldes, fallende Valuta. —

Der größte Faktor bei der Preisbildung ist freilich auch jetzt noch die Menge des umlaufenden Geldes.

Solange Krieg ist, zehrt man an Vorräten und leidet mehr oder minder Mangel — man richtet sich ein auf ein Provisorium, nicht auf wirklich rationelle Arbeit, also ist während eines Kriegszustandes überhaupt keine Kulturleistung zu verlangen, nur Kulturrückgang.

Ist der Krieg vorbei, so kann man sich wieder auf Arbeit einrichten bis zum nächsten Krieg. Vernünftiger wäre es, durch absolute Aufhebung aller Zollgrenzen den künftigen Streitfällen gleich zu allem Anfang die Spitze

abzubrechen. Wenn die Fabriken auf dauernd ungestörten Betrieb rechnen können, so ist schon ihre Einrichtung rationeller, als wenn Unterbrechungen durch Kriege und dgl. einkalkuliert werden müssen.

Die Einnahmen, die der Staat aus den Zöllen zieht, kann er billiger haben. Und was den Schutz der Inlandsproduktion anbelangt, so stelle man doch diese Frage einmal zur öffentlichen Diskussion, es möge jeder angeben was für Nachteil und was für Vorteil seinem Gewerbe und seiner Person zu erwarten steht, aus der Pensionierung sämtlicher Zollbeamten.

Aus den einlaufenden Angaben könnte man zur Zeit schöne Konsequenzen ziehen. Der Fabrikant, der befürchtet, bei Zollfreiheit nicht bestehen zu können, fände für seine Fabrik unter Umständen Käufer, die sich nicht fürchten. Jedenfalls würde die Allgemeinheit viel aus solcher Tabelle lernen können und warum soll die Allgemeinheit nicht über alles Wirtschaftliche orientiert sein?

Freihändler und Schutzzöllner könnten in einer Konkurrenz sich gegenüber gestellt werden, zu den Argumenten beider Parteien könnte die Allgemeinheit Stellung nehmen. Was hat der Staat zu riskieren, wenn jedermann zu Worte kommt?

Bei der Besprechung der Hemmnisse, die dem reibungslosen Verkehr entgegenstehen, muß ich etwas ausführlich werden, ich stütze mich dabei ganz auf die Theorie Silvio Gesells, die in seinem Werke „Die natürliche Wirtschaftsordnung“ ausführlich bis zum letzten Satz bewiesene Argumente bringt.

Der Krieg, welcher die Offenbarung menschlicher Anzulänglichkeit ist, hat prompt bei seinem Ausbruch das einzige vernünftige Prinzip des Wirtschaftslebens.

„Freies Angebot und freie Nachfrage“ ausgeschaltet — durch Festsatzung von Maximalpreisen, Abhängigmachen des Güterverkehrs vom Zertifikatamt etc.

Für die Leute, welche im Krieg eine Notwendigkeit sehen oder auch nur ein unvermeidliches Übel, ist nichts zu teuer, was der Krieg kostet, weder das Leben noch die Wirtschaft, es ist also kein Wunder, daß die Wirtschaft mit aufgeopfert wurde. Der Wert der Krute wird verschieden beurteilt, von dem der sie schwingt und von dem der sie spürt. Dem Gewalthaber kann ein Instrument gefallen, das dem, der gehorchen muß, sehr unangenehm fällt. Wenn also der Wirtschaft die Hemmnisse des Verkehrs nicht passen, so soll sie warten,* bis der Krieg beendet ist.

(Schluß folgt)



Rundschau

Die Bruckenthal-Sammlungen in Hermannstadt

von HD

Seit lange schon wurde erkannt, daß die Bruckenthal-Sammlungen so wie sie heute sind, den Anforderungen unserer Zeit nicht mehr genügen, daß sie ihre kulturelle Bedeutung einzubüßen beginnen und keine lebenspendende Kraft mehr besitzen.

Allen denkenden Kunst- und Kulturfreunden ward es klar, daß etwas getan werden müsse um die Erhaltung und den Weiterausbau dieser hervorragenden Sammlung zu ermöglichen, denn die vorhandenen Geldmittel genügten

* Das ist natürlich nicht ganz wörtlich zu nehmen. Völlige Ausschaltung der Volkswirtschaft ist Sterben. Das tut man nicht, solange man noch einen Hoffnungsschimmer hat.

nicht einmal zur Erhaltung der Sammlungen, wie viel weniger aber zur Vermehrung derselben. So kam es, daß, als vor 10 Jahren für das bekannte Bildnis des Jan van Eyck 1,000,000 Kronen geboten wurden, viele Kunstfreunde für den Verkauf des Bildes eintraten um auf diese Weise die Mittel für den Ausbau der Galerie herbei zu schaffen. Denn eine andere Möglichkeit zur Kapitalsbeschaffung gab es damals nicht. Lieber ein Opfer bringen als die ganzen Sammlungen dem Verfall zu überlassen! war der leitende Gedanke dieser Männer.

Inzwischen haben sich die Verhältnisse geändert, heute besteht eine andere Möglichkeit der Geldbeschaffung. Und — wir konstatieren dies mit größter Freude — es wurden in Hermannstadt die notwendigen Schritte unternommen.

Wir alle, die den Verkauf des van Eyck befürwortet hatten, sind bereit, auch diese Aktion mit voller Kraft zu unterstützen. Denn nicht der Verkauf des van Eyck lag uns am Herzen, sondern das Schicksal der Brukenthal-Sammlungen. Es wäre uns eine doppelte Freude, auch den van Eyck und auch die oft genannte „Moderne Galerie“ zu besitzen.

Wir wünschen von Herzen daß die in den hermannstädter Tagesblättern von F. M. gegebenen Anregungen auf fruchtbaren Boden fallen und bald schöne Früchte tragen mögen.

Den Vorschlag lassen wir hier im Wortlaute folgen:

„1. Alle Wohlhabenden mit einträglichem Erwerb haben, seit die Kriegsanleihe so schlecht steht, auf diese innerlich verzichtet. Es ist bekannt, daß manche Unternehmungen sie in ihren Büchern aus diesem Grunde schon abgeschrieben haben. Das ist bei erwerbenden Kreisen mit dem nötigen Unternehmungsgeist und den entsprechenden Erfolgen leicht verständlich. Bei ihnen zählt das Kapital nur ungebunden, wenn „es sich dreht“, dann schafft es vervielfachte Werte; festliegendes Rentnerkapital, das so unsicher geworden ist, daß es nicht einmal als Belohnungsstock dienen kann, ist ihnen wenig nützlich. Wir müssen uns an das völkische und Kulturwissen dieser Glücklichen im Kulturstrom wenden, daß sich ja schon großzügig bewährt hat — man sehe die Ausbringung der Hermannstädter Notstandszulage! — Für sie ist es ein hervorragendes Interesse, daß alle Einrichtungen, Vorkehrungen und Hilfsmittel für kulturelle Erziehung gestärkt werden. Nur hiedurch kann der hochgepeitschte Genußtaumel unserer Zeit, der alle Arbeitenden und Mitwirkenden erfaßt hat, gebannt werden; er nagt auch an ihren Erfolgen und könnte sie, wenn er sich ins Maßlose auswächst, um die Krone des letzten Gelingens bringen. Gewiß an ihre Gebefreudigkeit für kulturelle und soziale Einrichtungen und Unternehmungen werden hohe Ansprüche gestellt. Diese werden hier darum auch nicht gleichwertig um einen neuen vermehrt. Hier wird nur der Wunsch ausgesprochen, daß sie auch äußerlich aufgeben, worauf sie schon innerlich verzichtet haben. Sie werden inständigst gebeten, die Kriegsanleihe, die sie schon abgeschrieben haben oder abschreiben werden, der Brukenthal'schen Stiftung zu schenken. Der Einzelne opfert wenig, jedenfalls ein Kapital, das er jetzt nicht verwerten kann und auf das er innerlich darum schon verzichtet hat. Die Brukenthal'sche Stiftung bekäme im Nennwert Summen, woraus in absehbarer Zeit, wenn einmal die Kriegsanleihefrage geregelt wird, bei noch so ungünstiger Einlösung oder Konvertierung ein ansehnlicher Vermögensstock verbleiben würde.

2. Dieser Vermögensstock müßte eine dauernde, allmähliche Vermehrung erfahren, damit sein Wert der später, in ruhigen Zeiten zu gewärtigenden allmählichen Geldentwertung standhalten und trotz ihrer noch wachsen könne. Hiefür wäre vorgesorgt, wenn es Sitte würde, bei entsprechenden Anlässen, auch der Brukenthal'schen Stiftung

Widmungen zuzuwenden. Unsere Banken müßten alle bei der altruistischen Reingewinnverteilung mit einem Betrag auch die Brukenthal'sche Stiftung bedenken. Wer in der Lage ist, aus freudigen und traurigen Anlässen mehrere Widmungen zu machen, müßte neben den Widmungen für Zwecke, die ihm aus örtlichen und persönlichen Gründen naheliegen, eine Spende auch an die Brukenthal'sche Stiftung gelangen lassen. Wenn diese Sitte sich allgemein einbürgerte und die Spenden einem schon vorhandenen ansehnlichen Vermögensstock zugeschlagen würden, könnte wohl die Zukunft der Brukenthal'schen Sammlungen und ihre volkerzieherische Wirkung gesichert werden.“

Unser erster Kammermusikabend

brachte den glänzendsten Beweis für das hochstehende Musikprogramm unserer Gesellschaft. Dies ist kein Eigenlob! Nein! Schon nach dem ersten Stück — der vollendet einstudierten Triosonate von Bach — war dies die Anschauung sämtlicher Zuhörer.

Wenn das zweite Stück, — die Beethoven'serenade — die freundliche Stimmung des Publikums auf derselben Höhe erhielt, so steigerte sie das Brahms'sche A-dur Quartett auf's höchste. Selten schlägt der grüblerische, schicksals-schwere Brahms die Freudsaiten an. Wenn er's aber tut wird er hinreißend; und, das war das größte Verdienst unserer Künstler, daß sie uns eben dies Hinreißende in Brahmsens Kraft- und Jugendgesang so unmittelbar — übermitteln konnten!

Frau Erna Honigberger bewährt sich als Geigerin, an der die Voraussetzungen der Großstadtkritik in Erfüllung gegangen sind. Ihr kräftiges, markiges Spiel ist von packender Wucht, ihr Rhythmus begeisternd. Wieviel seelischen, echt weiblichen Reichtum legt sie zugleich in ihre Kantilene!

Und sie hatte die trefflichsten Partner in den Herren Richter und Moldrik — unseren reifsten Künstlern — und Herrn Machold dessen Anpaßungsfähigkeit in einem so vornehmen Wirkungskreis die Gewährleistung für sein großes Können ist. Dank unseren Künstlern!

Für unseren Viederabend am 4. Februar können wir uns nur die Höhe wünschen und den Erfolg, den unsere erste Veranstaltung erreicht hat.

R.

Unser erster Viederabend

Das Programm des am 4. Februar, abends 8 Uhr in der Aula des Honterusgymnasiums stattfindenden Viederabends ist folgendes:

I.

1. Joh. Brahms: Erinnerung. 2. Joh. Brahms: Nicht mehr zu dir gehen. 3. Max Reger: Maria Wiegenlied. 4. Hugo Wolf: Über Nacht kommt still das Leid. 5. Konrad Kamrath: Meine Seele. 6. Joh. Brahms: Wie komm ich denn. Gesungen von Frau Lula Gärtner-Dörtschlag.

II.

1. Drei Laub auf einer Linden (1540) 2. Sie gleicht wohl einem Rosenstock (1545) 3. Gar hoch auf jenem Berge (1540) 4. Gott gnad dem großmächtigen Kaiser (1530) 5. Wo soll ich mich hin wenden (1800) 6. Schwäbisches Volkslied (Rothe). Zur Laute gesungen von Dr. Wilhelm Knopf.

III.

1. Franz Schubert: Nachtstück. 2. Joh. Brahms: Mainacht. 3. Hugo Wolf: Heimweh. 4. Hans Pfitzner: Wie Frühlingsahnung. 5. Rich. Strauß: Ständchen. Gesungen von Frau Josefine Breß-Baumann. Am Klavier: Emil Honigberger.

Zensuriert von Vasile Neguţ Professor.



W. Netolitzka: Vorwärts.

Julius Nedoma
 Modewarenhandlung
Kronstadt

1-24

Spezialwerkstätte für
Feinmechanik

HANS CLOOS

Kronstadt, Rosenanger Nr. 6

Reparaturen von Schreib-, Rechen-
und Nähmaschinen, Apparaten, In-
strumenten und sonstigen fein-
mechanischen Artikeln

Ständiges Lager von
Schreibmaschinen
u. den dazu gehörigen Bestandteilen

6-6

Werkstätte für kunstge-
werbliche Holzarbeiten

Heinrich Tekles

Kronstadt
Waisenhausgasse 5.

3-6

Wilh. Hiemesch
Buchhandlung

Kunst-, Musikalien-, Schreib-
requisiten und Lehrmittelhand-
lung. Grosse Auswahl von Tou-
ristenkarten und Ansichten von
Kronstadt und Umgebung

Kronstadt
Kornzeile 7

6-6

Buchdruckerei und Buchbinderei

Brüder Schneider & Feminger

Kronstadt, Purzengasse 57

übernimmt alle in dieses Fach
schlagende Arbeiten.

6-6

FRIDOLIN K. JIRKOVSKY

Herrenschneider

Kronstadt, Rossmarkt 2

Vornehme, tadellose, moderne
Arbeit!

Pünktlich und preiswert!

6 6

Brüder Gust

Kronstadt
Kornzeile 8

Atelier- Heim- Blitz-
lichtaufnahmen
Vergrößerungen
u. s. w.

6-6

Kronstädter Werkstätte

Michael-Weißgasse 28.

Abendkleider
Straßenkleider
Kostüme
Mäntel
Sportkleider
Hauskleider
Umarbeitungen

Kunstgewerbliche Arbeiten.

3-6

Ludwig Miess

Lederhandlung

== Kronstadt ==

Purzengasse Nr. 22.

6-6

Carl Kamner
 Spezialgeschäft für
 Haus u. Küchengeräte
Kronstadt
 Kornzeile 5.

6-6



Johann Siegens Wwe. Nachf.
 Königl. rumänisch. Hoflieferanten
 Zwieback-, Brot- und Luxusbäckerei.
 Landesprodukten.
KRONSTADT, Rosenanger 17.

6-6

Josef Grimm
 Fabrik für Bautischler-
 arbeiten und Möbel
Kronstadt
 Rumänische Kirchengasse 101.

4-24

Johann Kowalek
 Kunst- und Möbel-
 tischler
Kronstadt
 Breiter Bach 12.

6-6

Hotel
 Aktiengesellschaft
Hotel „Krone“
Kronstadt
 Haus ersten Ranges
Caffee-Restaurant

6-24

Geschäftseröffnung.
 Ich beehre mich ergebenst mitzu-
 teilen, daß ich in **Kronstadt,**
Johannissgasse 20 eine
Optische Werkstätte
 eröffnet habe.
 Ich übernehme alle in das Fach schla-
 genden Reparaturen von Augengläsern,
 ärztl Instrumenten, photographischen
 Apparaten und dgl.
 Indem ich um gütigen Zuspruch
 bitte, zeichne ich hochachtungsvoll
Karl Illyés.

6-6

Dr. RIEMERS
Sanatorium
 für Leichtlungenkranke
 in Kronstadt
 Physikalisch-diätetische Therapie.
 Chirurgische Behandlung von Lungenkranken.
 : **Künstlicher** :
Pneumothorax.

6-6

Konditorei
Friedrich Flagners nach-
 folg.
 HEINRICH HERMANN
 Kronstadt, Klostersg. 12.
 Erstklassiges Gebäck,
 Chokolade, Kakao.
 Täglich frisches
Teegebäck.

6-12

G. A. REISSENBERGER
 Mediasch
 Verlags- und Sortimentsbuch-
 handlung, Schreibwaren,
 Papierwaren
 Buchdruckerei
 Buchbinderei und Präge

4-6

Salami- und Selchwarenerzeugung
Heinrich Kleverkaus
Kronstadt, Hirschergasse

 empfiehlt täglich frische
vorzügliche
Wurstwaren.

6-6

Jekelius & Stotz
 Glas- Porzellan- und
 Lampen-Handlung
Kronstadt
 Purzengasse Nr. 19

6-6

Johann Hubbes
 Werkstätte für moderne Möbel,
 Bau, Portale u. Innendekoration
Kronstadt
 Langgasse 149—151

4-12

LANG, ROSENTHAL & PALMHERT



Steingut,
Glas, Porzellan,
Tafelglas, Spiegel, Lampen,
Bilderrahmen, China-
silberwaren usw.
Import-Export.



Brasov — Kronstadt — Brassó

Telegramme: Laropa, Brasov ■ Filiale: Nagyenyed ■ Telephon Nr. 159

Demeter Gärtner & Comp

Technisches Bureau
u. Bauunternehmung

Cementwaren und
Kunststeinfabrik

== KRONSTADT. ==

Werkstätte für Kunst-
möbel und Innendeko-
ration, Portal- und Bau-
tischlerei

Brüder Friedsmann

Schwarzgasse 66—68.

8-12



BITTE
SCHUTZMARKE
UND
ORIGINALPACKUNG
GENAU ZU

BEACHTEN
U. NACHAHMUN-
GEN
ZURÜCKZU
WEISEN

ERSTE SIEBENBÜRGER
DELIKATESSEN-HONIGKUCHEN,
BISQUITS U. KAKES-FABRIK

RUDOLF ELGES SÖHNE

KRONSTADT
LANGGASSE 40

EXPORT! FILIALE: BUCAREST
STR. BUCUR NR 12

Graphische Kunstanstalt
G. LEHMANN & SOHN HEINRICH

Kronstadt

Burggasse 134—136.

erzeugt als Spezialität:

Diplome, Plakate, Aktien,
Geschäftspapiere, Apotheker-
Packungen, Etiketten etc.

7-12

Buchhandlung
Eduard Kerschner
Kronstadt

Ankauf moderner Romane und
Klassiker-Ausgaben

7-12

Schriftleitung und Verantwortung: Emil Honigberger, Kronstadt, Burggasse 7. — Eigentümer: Neue Zielgesellschaft. — Kommissionsverlag:
Buchhandlung E. Kerschner, Kronstadt. — Jahresvormerkung K 72 — Einzelnummer K 4 — Anzeigen 1/2 Seite für 1/4 Jahr K 100
Alle Rechte vorbehalten. — Buchdruck: Brüder Schneider & Feningner, Steindruck: G. Lehmann & Sohn Heinrich.